

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Donnerstag, 22. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Rouff fühlte sich elend. Er dachte daran, im Bett zu bleiben, aber er raffte sich auf. „Nicht zusammenklappen“, sagte er.

Sein Kopf schmerzte zum Zerspringen. Sternchen tanzten vor seinen Augen. Wichen ihm aus, zerfloßen und erschienen aufs neue. Alle Gegenstände hatten flammende Ränder. Licht und Farben schmerzten. In den Ohren hämmerte und tönte es.

„Nicht zusammenklappen“, sagte Rouff noch einmal. Er nahm einige Tabletten. Der bohrende Kopfschmerz hatte seine Stirn in Falten gezogen. Sein Mund zeigte einen leidenden Zug.

Thomas legte sich den nassen Schwamm auf die Stirn. Langsam wurde es erträglich. Erschöpft stand er auf. Die Knie zitterten ihm. Er fuhr in das Werk hinaus. Als er in den Wagen stieg, bekam er einen Anfall von Schwindel. Der Chauffeur stützte ihn voll Besorgnis.

„Herr Rouff müßten zu Hause bleiben.“

„Ja, ja“, sagte Thomas, aber er setzte sich in die Lederpoltster und schloß die Augen.

Ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, zeichnete er die Post.

Als er wieder zu Hause war, schloß er sich ein.

Kerckhoven machte sich auf den Weg. Ganz wohl war ihm bei dem ganzen Unternehmen nicht zu Mute. Auch hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit Florence gehabt, die durchaus mitgehen wollte. Sie hatte sich auf ein hochdramatisches Ergebnis gestreut und ärgerte sich wütend, als Ferry sie glatt abwies.

„Meine Idee war es, und nun machst du dich wichtig. Ich möchte wissen, welche Frau da mittäte. Wozu du mich überhaupt brauchst?“

„Ja, mein Engel, das ist eine Frage.“

Aber in allem Hin und Her ließ Kerckhoven sich nicht beirren. Als Virginia fortgegangen war, — zu einer Bridgepartie, wie sie sagte, — verließ auch Ferry das Haus.

Frau Witt stand bereits im Dunkeln hinter der Tür. „Schnell, schnell, kommen Sie herein“, flüsterte sie. Kerckhoven zögerte einen Moment. Er redete sich selbst zu. Es war doch sein gutes Recht, sich darum zu kümmern, was seine Frau tat.

„Wenn wir nur Glück haben, ich weiß nicht, mir ist so —“

Aha, dachte Ferry, und schob ihr das versprochene Geld zu.

„Wir werden schon sehen“, ermutigte er. „Haben Sie — hm — ist jemand gekommen?“

„Wie kann ich das wissen?“, sagte Frau Witt schlecht gelaunt. „Man steht nicht immer dabei, und es gibt mehr Eingänge hier. So dumm wird der Herr schon nicht sein.“

Mit einem schrecklich unbehaglichen Gefühl tastete sich Kerckhoven hinter der Frau her durch die halbdunklen Räume. Er kam sich wie ein Einbrecher vor, und er nahm sich fest vor, Virginia zunächst ein paar an die Ohren zu geben. Diese Gans hatte an allem Unfug die Schuld.

„Daß mich nur keiner zu sehen bekommt“, sagte er.

„Ausgeschlossen, Herr Rouff ist schon oben, und da bleibt er auch.“

So sah Ferry, genau wie neulich Florence, im Küchenzimmer. Eine Uhr tickte, und man hörte von weither die Autohupen. So still war es. Auch oben im Hause gab es kein Geräusch. Eine Stunde verging.

„Das wird nichts“, sagte Ferry endlich. „Abwarten.“

Eine weitere Stunde verging. Kein Zeichen kam von Rouff.

„Nicht mal das Grammophon“, sagte Frau Witt, als nähme sie Herrn Rouff diese Tatsache ganz besonders übel.

„Hat ja nichts damit zu tun“, bemerkte Kerckhoven heftig.

Seine Unternehmungslust war vorbei. Was sah er da mit dieser Frau in einem fremden Haus? Wie kam er dazu? Was wollte er überhaupt? Virginia, wie man so sagte, überraschen. Gut und schön. Im Grunde lag ihm nichts daran. Weil ihm nichts an Virginia lag.

Kerckhoven schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das hat keinen Sinn, hier herumzusitzen. Wo wir nun schon mal so weit sind — ich gehe einfach nach oben“, beschloß Kerckhoven. „Tun Sie nur das nicht!“

Frau Witt fing an, zu jammern. Sie schien es mit der Angst zu bekommen.

„Erst ging's doch, warum nun plötzlich nicht?“

Und mit endgültigem Entschluß ging Ferry zur Tür. Frau Witt versuchte vergebens, sich ihm in den Weg zu stellen. Er schob sie einfach beiseite und lief aufs Geratewohl hinaus. Er nahm immer zwei Treppenstufen auf einmal, als könne er nun nicht schnell genug zum Ziel kommen. Oben fiel ihm ein, daß er garnicht Bescheid wußte. Das machte nichts. Jetzt mußte das Theater zu Ende kommen. Er versuchte eine Tür. Da war es nicht. Eine nächste. Ohne Widerstand sprang sie auf.

Ferry Kerckhoven hatte sich eine Menge großartiger Worte zurechtgelegt. Etwa: Herr, Sie haben es gewagt, meine Ehre in den Dreck zu treten. Oder zu Virginia: Wir zwei sind miteinander fertig. Und anderes mehr, was bei derartigen Gelegenheiten gesagt zu werden pflegt. Nun aber waren die ganzen Vorberreitungen vergebens gewesen. Kerckhoven war mitten im Zimmer stehen geblieben. Er wußte nicht weiter. Das war denn doch — das — Ferry wurde hilflos. Hatte es das nicht einmal früher gegeben, in phantastisch-romantischen Erzählungen, in Opern und Operetten? Aber in dieser Zeit und bei einem Mann wie Rouff? Ferry bekam Lust zu lachen. Es ging jedoch nicht recht. Der Ton erstickte in der Kehle. Das war ja offener Wahnsinn. Im Sessel mit dem bonbonsüßen Bezug saß eine Puppe. Keines jener wächsernen Kunstwerke von fremdem Reiz, nein, eine gewöhnliche Schaufensterpuppe, wie man sie in kleinen Geschäften in der Provinz noch fand. Ungemein fade und nichtsagernd, mit erstarrtem Lächeln, mit gelbem Wuschellopf. Und — weiß der Teufel — dieses kitschige Machwerk glich Virginia aufs Haar. Ferry sah sich um, das Zimmer sah wahrhaftig aus, wie — seien wir ehrlich, dachte Kerckhoven — wie ein Schweinestall. Und Rouff? Ein kranker Mensch war das, dem man helfen mußte, soviel

war sicher. Die gleiche sinnlose Wut wie neulich überkam Kerdhoven.

„Dieses blödsinnige Frauenzimmer“, schimpfte er und gab Virginias Ebenbild einen heftigen Stoß. Jetzt war ihm gleich, was Rouff denken und sagen würde. Die ganze Angelegenheit war so furchtbar dumm, daß es auf ein wenig mehr auch nicht ankam.

Ferry ging in das Schlafzimmer, und nun wurde ihm doch beklommen zu Mute. Da lag Rouff ausgestreckt auf dem Boden. Ferry Kerdhoven — das muß man ihm lassen — benahm sich von diesem Augenblick an wie ein Mann. Als Rouff auf seinen Anruf reagierte, kniete er nieder, hob seinen Kopf behutsam, lauschte. Gott sei Dank, tot war Rouff nicht. Kerdhoven sah sich vergeblich nach Wasser um, dann bemühte er sich, den schweren Körper hoch zu bringen. Als er Rouff mit unendlicher Mühe auf das Bett gelegt hatte, zog er seine Jacke aus, warf sie beiseite und schaffte das Gebilde, das Virginia so lächerlich ähnlich sah, in den Wandschrank. Dann alarmierte er das Haus durch anhaltendes Klingeln.

Endlich erschien Frau Witt. Von Neugier und Feigheit beherrscht, kam sie näher, eine Hand vor dem Mund, und freischte gleich los.

„Du lieber Himmel! Hab ich's nicht gleich gesagt? Nun ist das Unglück da. Aber ich hab' keine Schuld, das kann ich beschwören. Ich habe gleich gesagt —“

„Halten Sie das Maul“, sagte Kerdhoven sehr bestimmt, „besorgen Sie Wasser. Wo ist hier das Telefon?“

Eine Stunde später lag Thomas Rouff sorgsam gebettet in seinem Schlafzimmer. Er war ohne Bewußtsein, eine Pflegerin wechselte die Eiskompressen.

„Sind Sie sein Freund?“, fragte der Arzt.

„Nein, eigentlich nur ein Bekannter“, sagte Kerdhoven, wobei ihm die lächerliche Rolle, die er spielte, voll zum Bewußtsein kam. Er hörte aufmerksam den Anordnungen des Arztes zu. Er schloß das Tor hinter ihm und dachte in komischer Einsicht:

„Nein, so was, und kein vernünftiger Mensch in der Nähe.“

*

Alexander war bei Frau Donovan und berichtete.

Gildas schönes Gesicht war blaß.

„Sagen Sie, was man tun soll“, bat sie.

Alexander sah deutlich, daß ihre Augen feucht waren.

„Gnädige Frau, jetzt, wo es so steht, hat man wohl das Recht zu handeln.“ „Ja!“

Gilda sagte es erleichtert. Sie verabredeten alles genau, und vom nächsten Tag an trug Alexander wieder seine Dienerrjacke. Frau Witt mußte das Haus verlassen.

Gilda Donovan kam und sah nach dem Rechten. Langsam, geräuschlos vollzog sich die Umwandlung. Rouff allerdings ahnte von alledem nichts, der lag in seinem verdunkelten Zimmer und war weitab vom Alltag. Es hatte schlimme Stunden gegeben, in denen wilde Phantasien ihn quälten, wo das Fieber den geschwächten Körper unterliegen wollte. Dann wieder lag Thomas ruhig da, seine Züge entspannten sich. Mager, gelb war sein Gesicht unter dem weißumhüllten Eisbeutel. Kraftlos lagen seine blassen Hände auf der Decke. Seine Augen waren geschlossen. Schwester Tossy sorgte mütterlich für ihn. Wenn sie nichts zu tun hatte, setzte sie sich in die Ecke und sah Wäsche nach.

Seit Ferry Kerdhoven beim Morgengrauen von Rouff nach Hause gekommen war, konnte er sich nicht mehr richtig in die Situation hineinfinden. Er hatte Virginia nichts vorzuwerfen. Das war ja sehr schön, aber machte einen Strich durch die Rechnung. Ferry sah mit Ergebntheit den Tag kommen, an dem einer geordneten Arbeit nicht mehr auszuweichen war. „So weit haben Sie einen glücklich gebracht“, stellte er fest. Von dem Ereignis jener Nacht hatte er Virginia nichts gesagt. Manchmal aber, wenn er sie ansah, mußte er heimlich lachen. Dieser Rouff war im Grunde besser daran gewesen.

„Ist etwas Komisches an mir?“, fragte Virginia einmal.

„Ne, alles wie sonst.“

Virginia zupfte und ordnete an ihren Haaren, drehte und zierte sich und zog ein beleidigtes Gesicht. Sie war Ferry genau so leid, wie er sie.

Weitaus unangenehmer war es noch, mit Florence zu verhandeln. Da gab es überhaupt keine Einigung. Alles war gleich verfehlt. Florence drohte, Virginia alles zu erzählen, oder sie wollte eine Entschädigung, wie sie sich ausdrückte. Für was, wußte sie allein. Leider drohte sie nicht mit einem endgültigen Bruch. Überall Bed. Ferry bekam noch Wochen danach nervöse Zustände, wenn er an die höchst einseitige Unterhaltung mit Florence zurückdachte. Sie hatte darin gegipfelt, daß die Dame schrie: „Du bist ein Idiot, damit du es weißt, ein Idiot!“

Ja, zweimal hatte sie es gesagt, um ihre nicht neue Behauptung besonders eindringlich zu gestalten. Und Kerdhoven war völlig unter Alkohol nach Hause gekommen. Da aber hatte Virginia auf ihn gewartet, was bisher noch nie passiert war, und hatte gesagt:

„Ich möchte nur wissen, warum ich einen solchen Menschen geheiratet habe, ausgerechnet ich, die alle Männer haben konnte.“

Das sollte jemand aushalten.

*

Wenn Schwester Tossy die Fenster öffnete, wehte schon eine linde Lust herein. Es war unverkennbar, daß es zum Frühjahr ging. Alles im Hause war wieder so wie früher. Gilda Donovan hatte ein erstaunliches Gedächtnis entwickelt, und wo es doch nicht reichte, aus eigenem Empfinden nachgeholfen. In tiefer Zärtlichkeit dachte sie an Rouff, bewegt von der grausamen Tatsache, daß nicht viel gefehlt hatte, und er wäre für immer fortgewesen. „Thomas“, sagte Gilda. Es war schön, den geliebten Namen aussprechen zu dürfen. „Thomas“. Wie er oben gelegen hatte, als sie einmal an sein Lager gekommen war. Blaß und fremd. Er schlief, und Gilda hatte sich gebeugt, um seine Hände zu küssen.

Dann war sie sofort wieder hinausgegangen. Nie sollte Rouff ahnen, daß sie wußte, was mit ihm geschehen war.

Vielleicht war es auch besser, daß er überhaupt nichts von ihrer Anwesenheit erfuhr. Ob er sich ihrer noch erinnerte? Wohl kaum. Seine Gedanken hatten sich in der langen Zeit seit der ersten Begegnung auf anderes konzentriert. Auf — nein, nicht daran denken. Ein bitteres Gefühl war es doch. Man sollte nicht grübeln jetzt. Die Hauptsache war vorläufig, daß Rouff der Genesung entgegen ging. Daß es so war, hatte der Arzt bestimmt versichert.

Rouff hatte kein Erstaunen gezeigt, als er zum ersten Male mit vollem Bewußtsein wieder um sich sah. Er nahm die Dinge, wie sie waren, wie Menschen zu tun pflegen, wenn sie dem Tode entgangen und mit dem Leben noch nicht wieder vertraut sind. An allem war die gewaltige Veränderung zu spüren. Veränderung? Eigentlich nicht. Es war wie früher. Schöner noch, wie mit Liebe, mit einer Zärtlichkeit, die alles in eine linde, duftende Atmosphäre gehüllt hatte.

Rouff wunderte sich.

Es war unendlich wohlthuend, da zu liegen. Ohne Wünsche. Ohne Gedanken. Keine Lust zu atmen und ungestümen Regen zu hören. Eine kindliche Glückseligkeit breitete ein sanftes Lächeln über seine hageren Wangen.

„Wahrhaftig — ich — lebe“, sagte Thomas Rouff.

Schwester Tossy erhob sich aus ihrer Ecke. Sie stellte sich in ihrer hellen Sauberkeit vor das Bett.

„Wir freuen uns sehr, Herr Rouff“, sagte sie, und Thomas fühlte dieses Behagen, daß andere sich freuten, obwohl er nicht wußte, worüber. Immer noch lächelnd, sagte er leise: „Danke.“

Schwester Tossy strich die Decken glatt.

„Und jetzt die Augen wieder schließen und gar nichts denken.“

Thomas gehorchte. Sanft und regelmäßig hob sich seine Brust. Der Regen schlug gegen die Fenster, Tropfen sammelten sich, rieselten an den Scheiben herab. Der Frühling war nicht mehr fern. (Forti. folgt.)

Glück der Illusion.

Von André Polger.

Am Tage, an dem Herr Armand ins biblische Alter trat, vollzog sich in ihm die große, von seiner Familie lange ersehnte Änderung: Aus einem lebensprühenden und galanten Sechziger, der gestern noch, gleich einer alternden Schönen, ein Duzend von seinen Jahren gern verleugnete, war über Nacht ein milde lächelnder Greis geworden.

Mit leicht gebeugtem Rücken, sich auf seinen Stock stützend, schritt er jetzt die Straße hinab. Ein würdevoller alter Herr, über dessen Haupt Stürme zweier Lebensalter beinahe spurlos hinweggeegt waren. Verlocht von dem wundervollen sonnigen Winternachmittag, war Herr Armand soeben seiner Wohnung und der versammelten Gästeschar heimlich entronnen. Die Glückwünsche seiner Kinder und der bereits erwachsenen Enkel klangen ihm noch im Ohr, und er, der erfahrene alte Mann, hatte aus ihnen deutlich den heimlichen Wunsch der Gratulanten herausgehört. Nun, sie konnten ruhig sein, die Braven. Mit dem heutigen Tage war ein langer Lebensabschnitt zu Ende gegangen. Ein halbes Jahrhundert voll aufregender Abenteuer, in dem auch so mancher Schmerz, so manche Enttäuschung ihm nicht erspart blieb.

Fünfzig unruhige, aufwühlende Jahre bevölkert von Frauen. Wie viele waren sie gewesen? Tausend oder zweitausend? Oder waren es mehr? ... Frauen, schön und begehrenswert, auf deren Freundschaft man mit Recht stolz war. Dann natürlich auch solche, mit denen man sich kaum brüsten konnte; wohlfeiles Unkraut in einem riesigen Strauß von schönen, gepflegten Blumen.

Herr Armand lächelte. Mit den Abenteuern war es nun endgültig vorbei. Er war jetzt ein alter Mann, der nur noch einen Wunsch hatte: Ein ruhiger Lebensabend im Kreise seiner Familie.

Vor dem Hause, in dem sich sein Friseur befand, blieb er instinktiv stehen und ging dann, auf dem Gesicht abermals ein Lächeln, erleichtert weiter. Auch mit dieser Quälerei war es jetzt vorbei. Während er mit der Hand über sein Kinn fuhr, das seit vielen Jahren heute zum erstenmal unrasiert war, dachte er mit einer gewissen Heiterkeit daran, wie er in einigen Wochen, wenn Bart und Schnurrbart genügend gewachsen, wohl aussehen werde.

Herr Armand enthielt sich ganz plötzlich eines Bildes, das er einst gesehen und belächelt: Ein kleiner blonder Bengel, der mit seinen winzigen Händchen nach Großpapas Bart greift. Eine rührselige Stimmung bemächtigte sich Herrn Armands. Seine Enkel waren ihm ja leider schon erwachsen; aber er sollte doch bald Urgroßvater werden. Er küßte sich mit einem Male ins Methusalemalter gerückt. Eine stille Glückseligkeit erwachte, gleichzeitig mit einer großen Sehnsucht nach den Seinen in ihm; er wollte umkehren und sofort heimgehen.

Und schritt dann doch geradeaus weiter. Ein junges, unbekanntes Mädchen war vor ihm aus der Straßenbahn gestiegen und hatte ihm zugelächelt. Nur eine halbe Sekunde hatte ihr Blick ihn gestreift und er, zögernd, noch halb unbewußt, folgte zwei wohlgeformten, in Seide geküllten Beinen. Plötzlich wendete sich das Mädchen um, lächelte nochmals in der Richtung des alten Mannes und verschwand in einem Tor.

Verdutzt stand Herr Armand einen Augenblick da. Dann redte sich seine Gestalt; leichten Fußes überquerte er den Damm. Und, den Stock lossetzt unterm Arm, betrat Herr Armand einen Barbierladen.

Der elegante junge Mann aber, der bis jetzt unbemerkt hinter Herrn Armand schritt, blickte sich unschlüssig um, dann trat er unter das Tor, in dem das hübsche Fräulein verschwunden war, das ihm zweimal so nett zugelächelt hatte.

Mao.

Von Serena Flohr.

Murr, der schöne schwarze Kater, saß auf dem Dache und betrachtete den Mond, der soeben rund, gelb und freundlich hinter einem Schornstein heraufkam.

„Guten Abend!“ sagte Murr, denn er war ein höfliches Tier. „Serous!“ erwiderte gemächlich der Mond. „Auf wen warten Sie?“

Murr schnitt eine Grimasse. Er ärgerte sich, daß der Mond jedesmal, wenn er ihn hier oben antraf, dieselbe neugierige Frage stellte. Als ob den lugeligen Gesellen dies etwas anginge. Immerhin mußte Murr bedenken, daß er es mit ihm nicht verderben dürfe, denn er brauchte des Mondes sanftes Licht auf seinen nächtlichen Liebesgängen schon der Stimmung wegen. Er nahm sich also zusammen und zwang sein Gesicht zu einem Lächeln und meinte leichtfüßig:

„Mao, der grauen Kleinen, scheinen es meine grünen Augen angetan zu haben. Sie ließ mir durch den alten Hinz sagen, ich solle heute hier auf Sie warten.“

Es war zwar eigentlich gerade umgekehrt, denn Murr war es, der mit Hilfe des lahmen Hinz die hübsche Mao hatte bitten lassen, doch endlich einmal nachts auf das Dach zu kommen. Der Mond kniff ein Auge zu und schaute spöttisch auf den Kater herab, der aufgestanden war und ungebürlich die Lute umschlich, aus der die Erwartete auftauchen sollte.

Wenn sie nun aber nicht kommt, etwa anderweitig versprochen wäre? Es ist schon recht spät!

Murr machte einen Rudel und fauchte ein wenig, die Rederei des Mondes ärgerte ihn gewaltig, aber doch klang seine Antwort scheinbar gelassen:

„Es ist keine bestimmte Stunde ausgemacht worden und ich habe Zeit, auch ist die Nacht so herrlich schön.“

„Na, wie's beliebt!“

Achselzuckend stieg der Mond höher und entdeckte bald darauf auf der anderen Seite des Daches Mao in zärtlichem Gestärk mit dem scheitigen Biss. Als das blaue Mondlicht sie zu umschmeicheln begann, schreckte sie auf.

„Ach, verzeih“, flüsterte sie hastig ihrem Gefährten zu, „aber es ist höchste Zeit für mich, heimzukommen. Meine alte Herrin hängt so an mir, daß sie nicht zu Bette geht, ehe sie mich nicht eingerollt auf meiner Decke schlummern sieht. Also lebwohl auf Wiedersehen!“

Sie rieb zärtlich ihr Fell an dem seinen, dann glitt sie lautlos über das Dach und verschwand rasch hinter einem schmalen Fenster, um bald nachher auf der anderen Seite des Hauses aus der Lute zu schlüpfen, vor der Murr sehnsüchtig ihrer harzte.

„Komme ich spät, haben Sie lange gewartet, Sie Armer?“ fragte sie atemlos. „Aber die Köchin unten wollte mich in den Keller sperren, damit ich Mäuse fange, und da war es nicht ganz leicht, ihr zu entkommen. Was sich die dumme Person einbildet, ich und Mäusefangen!“

Hochmütig räusperte Mao das Näschen.

„Wahrhaftig“, nickte der verliebte Kater voll Entrüstung, „Sie sind doch nicht für solch' gewöhnliche Arbeit geschaffen, Sie kleine süße Mao!“

Die listige kleine Graue schmiegte sich an den schwarzen Murr, so wie sie kurz vorher sich an den scheitigen Biss geschmiegt hatte und leuszte.

„Ach, wie wohl tut es, eine verstehende, mitsühlende Seele zu finden, doppelt wohl, wenn man so verlassen ist wie ich.“

Und mit gutgepielter Behmut schlug sie ihre blauen Augen gen Himmel und gewährte das grinsende Angesicht des Mondes. „Es ist doch gut, daß der verschwiegen ist, er hat mich ja gerade erst mit Biss beisammen gesehen“, dachte sie. Trotzdem wandte sie sich plaudernd aus der nächtlichen Helle dem Schatten einer Feuermauer zu und Murr folgte ihr, mit seinen gräunfelnden Augen voll Entzücken jede Bewegung ihres geschmeidigen Körpers verfolgend.

In der folgenden Nacht flitschte der Mond. Dem Murr von Mao und Biss und dem Biss von Mao und Murr. Weshalb auch nicht? Ihn konnte nichts geschehen, er war weit vom Schuß. Und da er auf seiner Rundreise sich langweilte, liebte er es, ab und zu Menschen und Tiere in irgendeiner Form ein wenig durcheinanderzurütteln.

Zornbevend schlich Murr von der einen und Biss von der anderen Seite zum First des Gebäudes hinauf, um sich heimlich zu überzeugen, ob der Mond wahr gesprochen oder gelogen habe. Oben prallten die beiden unversehens zusammen und fielen gleich rautenbrannt übereinander her. Ihr zorniges Miauen und Fauchen drang bis zu der kleinen grauen Mao hinüber, die auf dem Nebenhause im Schatten eines Schornsteines saß und sich von dem getigerten Mungo, dem prächtigsten und schneidigsten jungen Kater in der ganzen Nachbarschaft, verwegene Liebesworte ins Ohr flüstern ließ.

„Daß solch' ungehobelte Gesellen mit ihrem wästen Streik diese herrliche Mondnacht entweihen müssen“, sagte sie empört, „anstatt mit ihrer Liebsten die zauberhafte blauleuchtende Stille und Einsamkeit zu genießen, wie wir es tun, nicht wahr?“

Verführerisch guckte sie bei diesen Worten dem schlanken Mungo in die sprühenden Augen. Und dieser schnurrte ein glückselig-begeistertes „Ja“.

Der Mond am Himmel oben war überaus vergnügt. Er lachte über die Dummheit der drei Kater, die von der kleinen falschen Mao so hübsch ahnungslos zum Besten gehalten wurden und wunderte sich ein wenig, daß die Tiere nicht klüger waren als die Menschen.

Aphorismen.

Von Hans Biroth.

Die meisten Menschen gehen mit besseren Absichten als Vorsätzen über die Straße.

Wir loben den guten Charakter der Menschen, und tadeln ihren schlechten Charakter, und wir merken dabei gar nicht, daß die meisten Menschen überhaupt keinen Charakter besitzen.



Das Reich der Technik



Schutz und Instandsetzung schadhafter Bauwerke.

Von Ernst Trebesius.

Geräuschlos und ohne Unterlaß nagt der „Zahn der Zeit“ an allen natürlichen und künstlichen Gebilden auf unserem Planeten. So gewaltig ist das Wirken dieser auf Verfall gerichteten Einflüsse der Natur, daß wir trotz hartem Kampfes um die Erhaltung der menschlichen Schöpfungen Schritt für Schritt zurückweichen und uns nach oft jahrhundertelanger Verteidigung doch als unterlegen bekennen müssen. Werkstoffe aus Eisen rosten, das Holz wird morsch und der Stein mürbe. Wohl hat man die zerstörende Wirkung der Witterungseinflüsse abzuwenden versucht, doch restlos gelungen ist die Dauererhaltung bis in unsere Tage hinein noch nicht.

Immerhin haben wir auf dem Gebiete des Schutzes von Bauwerken aller Art in der letzten Zeit sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. In dem nichtrostenden Stahl steht uns zum Beispiel ein metallener Werkstoff zur Verfügung, der auch ohne jeglichen konservierenden Überzug der Oxidation nicht unterworfen ist. Der Bau von Brücken, Türmen, Masten, Schiffen, Baggern usw. aus nichtrostendem Stahl schreitet freilich vorläufig noch an dem zu hohen Preis dieses Metalles. Wir müssen uns deshalb vorläufig noch darauf beschränken, unsere Stahlbauten durch geeignete Anstriche mit Farben zu schützen auf welchem Gebiete in den letzten Jahren dank umfassender Forschungsarbeiten sehr große Fortschritte erzielt werden konnten. Auch für den Schutz und die Instandsetzung steinerer Bauwerke wurde in einem chemischen Verfahren ein Mittel gefunden, dessen Anwendung die Lebensdauer von Steinbauten ganz wesentlich zu erhöhen vermag.

Das von Dr.-Ing. Joosten erfundene chemische Verfahren wurde zunächst als Bodenverfestigungsmittel angewendet. Es besteht darin, daß zwei die Verfestigung bewirkende Chemikalien in den Boden eingebracht werden. Vorbedingung für das Gelingen der Arbeiten ist allerdings das Vorhandensein von quarzhaltigen Bodenbestandteilen. Das chemische Verfahren lehnt sich nämlich an solche Vorgänge in der Natur an, bei denen durch stoffliche (chemische) Umwandlungen von Bodensäuren und Salzen im Laufe von Jahrtausenden Sandsteine oder Mengesteine (Konglomerate) gebildet werden. Was die Natur in langen Zeiträumen aufstapelt, bringt, gelingt bei dem künstlichen Verfahren fast im Handumdrehen. Die erforderlichen Stoffe werden dem zu befestigenden Boden in solchem Maße zugeführt, daß die Verfestigung innerhalb von zwei Minuten eintritt. Die nach dem neuen Verfahren (das der Siemens-Bauunion durch In- und Auslandspatente geschützt wurde) verfestigten Körper besitzen eine Druckfestigkeit von 35 bis 40 Kilogramm-Quadratzentimeter und können sofort belastet werden. Da lehmige oder tonige Beimengungen das Gelingen des Verfahrens nicht beeinträchtigen, da es auch gleichmäßig ist, ob die zu verfestigenden Schichten unter oder über dem Grundwasserspiegel liegen, so bietet dieses Bauverfahren ganz neue Möglichkeiten für den Grundbau. Im gesamten Tief- und Tunnelbau können durch seine Anwendung überall dort besondere Vorteile erzielt werden, wo schwierige Bodenverhältnisse angetroffen werden. Also zum Beispiel bei Schwimmsandschichten, die auch beim Vorhandensein feinsten Kornes von den chemischen Lösungen durchdrungen werden, ohne daß sich die Lösungen entmischen. Die verfestigten Körper sind fast wasserundurchlässig. Aus diesem Grunde eignet sich das neue Verfahren auch zum Abdichten von Bauwerken gegen Wasserandrang.

Die bisherigen Erfolge mit dem chemischen Bodenverfestigungs- und Abdichtungsverfahren haben außerdem gezeigt, daß seine Anwendung auch beim Schutz und der Instandsetzung schadhafter Bauwerke wertvolle Dienste zu leisten vermag. Auf diesem Gebiete erschließen sich dem chemischen Verfahren folgende drei verschiedene Anwendungsmöglichkeiten: 1. die Verfestigung von losen Bodenarten- und von Flich- und Feinsandschichten, 2. die Ausbesserung und Verfestigung von Bauwerksteilen, 3. die Abdichtung von Bauwerksteilen, die durch Verwitterung oder durch sonstige äußere Angriffe (zum Beispiel angreifende Wässer) undicht und wasserdurchlässig sind.

Wie gefährlich Flich- und Feinsandschichten großen Bauwerken werden können, lehrt das Beispiel des schiefen Turmes zu Pisa, der, wie neuere Untersuchungen ergaben,

auf einer von Wasseradern durchzogenen Flichsandschicht errichtet wurde. Da das durchsickernde Wasser im Laufe der Jahre ständig Flichsand wegpült, so findet die ständig zunehmende Neigung des Turmes ihre ganz natürliche Erklärung.

Die Anwendung des chemischen Bodenverfestigungsverfahrens wird wesentlich vereinfacht durch den Umstand, daß Ausschachtungsarbeiten oder Arbeiten an den Gebäudeteilen nicht erforderlich sind. Auch bei ausbesserungsbedürftigen Bauwerksteilen lassen sich die Verfestigungs-Chemikalien in die Bauwerkkörper selbst einpressen. Sie durchdringen Fugen und Risse, füllen vorhandene Poren aus und verfestigen die Körper, einerseits, ob die betreffenden Bauteile aus Beton oder Mauerwerk bestehen. Je nach dem angewendeten Druck beim Einpressen der Abdichtungsstoffe dringen diese mehr oder weniger tief ins Bauwerk ein. Die Arbeiten gehen in der Weise vor sich, daß die abzudichtenden Bauwerksteile angebohrt werden. In die Bohrlöcher werden Rohrstäbe eingeführt und eingedichtet, und schließlich die chemischen Abdichtungsstoffe mittels Pumpen in die Bohrlöcher gepreßt. Äußere Beschädigungen der abdichteten oder verfestigten Bauwerksteile können zum Schluß durch lagenweises Aufbringen von Beton mit Hilfe des Betonspritzverfahrens ausgebessert werden.

Schadhafte Brückenpfeiler, Kaimauern, Trocendocks, Türme, Kirchen und sonstige Bauwerke lassen sich mit Hilfe des chemischen Bodenverfestigungs- und Abdichtungsverfahrens mit verhältnismäßig geringem Kosten- und Zeitaufwand nicht nur gegen weiteren Verfall schützen, sondern auch wieder völlig instandsetzen.

Neue Metallmischungen.

Bei der Herstellung von Lagermetallen stößt man auf eine große Schwierigkeit, weil das eine Metall rascher als das andere schmilzt. Hierdurch werden sogenannte „Wurm-löcher“ gebildet, die im Maschinenbau unangenehm bemerkt werden, weil sie als Ursache unerwünschter Reibung angesehen werden. Jetzt ist es gelungen, geschmolzene Metalle mit größerer Leichtigkeit und den gleichen Ergebnissen zu mischen. Das Verfahren beruht in dem Zusatz einer kleinen Menge der sogenannten seltenen Erden, besonders der Zers, Lanthans, Thoriums und Zirkoniums. Durch einen solchen Zusatz gelang es, aus Blei und Kupfer eine Bronze herzustellen, deren Korn so fein ist, daß bei einer Verwendung im Lager keine „Wurm-löcher“ zu befürchten sind. Blei schmilzt gewöhnlich bei 370 Grad Celsius, aber in der neuen Legierung mit Kupfer kann es auf 760 Grad Celsius erhöht werden. Versuche mit Stahl-Wolfram-Chrom-, Stahl-Kupfer-Chrom-, Wolfram-Nickel-Chrom- und Aluminium-Kupfer-Legierungen führten zur Angabe einer neuen Legierung, die so hart ist, daß sie Glas zertrümmert und rotglühend bis in Nähe ihres Schmelzpunktes bei 1700 Grad Celsius noch einen verhältnismäßig hohen Festigkeitsgrad besitzt. Legierungen dieser Art haben sich für die Ränder von Dampf- und elektrischen Schaufeln usw. bestens bewährt.

Der Tod in der Garage.

Statistisch ist festgestellt, daß zahlreiche Unglücksfälle in den Garagen infolge von Benzinexplosionen sich ereignen, die in der Mehrzahl auf leichtsinniges Verhalten mit offenen Flammen zurückzuführen sind. Namentlich in der kalten Jahreszeit mehren sich diese Unglücksfälle, weil die Chauffeure, Wagenwäscher usw. den erkalteten Motor mit allen möglichen, mitunter recht gefährlichen Mitteln zum Anspringen bringen wollen. Funken und Flammen mischen sich mit der durch verschüttetes Benzin entstandenen explosionsgefährlichen Luftmischung, und das Unglück ist geschehen. Man sollte dem Beispiel der Feuerwehr in vielen Städten nachahmen, die auch bei strengster Kälte ihre Kraftwagenmotore zum sofortigen Anspringen bringen muß und hierzu lediglich elektrische Beheizung des Motorblocks anwendet, wobei offene Flammen und Funken vermieden werden. Die gesicherte elektrische Beleuchtung und Beheizung der Garage ist jedenfalls das wirksamste Schutzmittel gegen den Benzintod, der schon beim geringsten Lecken von Brennstoffbehältern erfolgen kann. Außerdem sind elektrische Heizanlagen bei der heute ausgezeichnet entwickelten Technik gerade dieser Apparate wesentlich billiger, zum mindesten nicht teurer als offene Feuerstellen.